

# Entwurzeln (1945 bis 1947)

## Stunde null im Osten

Mai 1945. Frühlingswetter. Frieden.

Auf Rügen beschloss der sowjetische Kommandant, die Menschen müssen nach Hause, jetzt, wo die Waffen schwiegen und „Hitler kaputt“ war. Pontons wurden miteinander verbunden, ein Schleppkahn aufgetrieben und ein paar ältere Schiffer verpflichtet. Die Rote Armee erteilte ihnen den Auftrag, ostpreußische Flüchtlinge in ihre Heimat zurückzubringen.

Bald stachen mehr als zweihundert Frauen, Kinder und Alte in See. Sie trugen noch dieselbe Winterbekleidung, in der sie ein Vierteljahr vorher dem Tod davongelaufen waren. Die Schuhe waren abgewetzter, manche Kragen ein wenig blank geworden und voller Barackenläuse. Aber die Menschen mühten sich um Reinlichkeit. Fläschchen mit Eau de Cologne kamen zum Einsatz. Eine Toilettenecke wurde eingerichtet. Auf provisorisch gespannten Leinen flatterten saubere Windeln.

Der Schleppverband fuhr langsam. Zwischendurch ankerte er vor der pommerschen Küste. Das Frischwasser ging zuneige und Nachschub blieb aus, weil aus Sorge vor Überfällen die Häfen gemieden wurden. Nach einer Woche näherten sich Ruderboote. Halbwüchsige Polen mit unrasierten Gesichtern kletterten an Bord, durchstöberten Reihe für Reihe der auf dem Oberdeck Sitzenden und nahmen sich aus deren Gepäck, was ihnen gefiel. Sie waren bewaffnet und wirkten nervös. Der Schiffsführer blieb vorsichtshalber auf der Brücke. Einer Frau, die sich gegen ihren Angreifer zur Wehr setzte, schlugen dessen Komplizen hinterrücks auf den Schädel. Umringt von ihren schreienden Kindern, sank sie zu Boden. Mehrere Bäuerinnen lösten sich daraufhin aus ihrer Lähmung und gingen die jungen Männer nun unerschrocken an. Diese zogen sich in ihre Boote zurück. Sie verschwanden im Nichts, hinterließen jedoch einen unguuten Vorgeschmack auf das, was die Heimkehrenden in den nächsten Jahren erwarten sollte.

Nach diesem Vorfall versuchten sich die Passagiere zu beruhigen. Sie sprachen über ihre Erwartungen und überlegten, ob es sich lohnen würde, so spät im Frühjahr noch Kartoffeln zu pflanzen. In der folgenden Nacht wurde unter klarem Sternenhimmel ein Mädchen geboren. Am übernächsten Morgen blieb eine Alte leblos in ihren klammen Decken liegen. Unsicherheit und Apathie machten sich bemerkbar, als den Menschen auf der spiegelglatten Ostsee aufgedunsene Leichen entgegentreiben. Vorausfahrende Kutter waren laut Auskunft des Schiffsführers auf Minen gelaufen. Irgendwann kam Danzig in Sicht.

Anarchische Zustände erwarteten die von Bord Gehenden. In der zerstörten Hansestadt liefen sie polnischen Milizen direkt in die Arme. Die Männer ließen sie speißrutenlaufen und durchsuchten sie dabei bis auf die Unterwäsche. Schnellstmöglich zogen die Ausgeraubten auf eigene Faust weiter. Am linken Weichselufer trafen sie mit ostpreußischen Flüchtlingen zusammen, die von der Roten Armee in Westpreußen und Hinterpommern überrollt worden waren und auch nach Hause wollten. Deren Rückwanderung hatte sogar schon vor dem Kriegsende eingesetzt.

Das Problem der Weichselüberquerung stellte sich allen, auch dem vierzehnjährigen Artur Grigat aus dem Kreis Insterburg, der im März noch Zeuge der Vorbereitungen für die Schlacht um Berlin geworden war.

„In Dirschau war die Brücke kaputt. Jetzt mussten wir landeinwärts schauen, wo ist die nächste Brücke. Der ganze Nachschub kommt ja darüber. Und so war es auch. Da hatten sie mit Schiffe gebaut, mit Kähne, ne richtig stabile Brücke, wo der Nachschub rüberging, Panzer. Da hat man jeguckt. Wo hat der Russe die Panzer her. Alles vom Amerikaner. Panzer, Lastzüge. Ohhh, da hat man nur gestaunt. Wir sagten immer, der Russe hat nichts mehr, der Russe hat nichts mehr. Von wegen.

Und dann kam, wo wir darüber gingen, auch gerade ein Panzer.

Der nahm die ganze Brücke ein. Da war denn nur noch an der Seite, dass man sich so hinstellen konnte. Und vor uns fuhr eine Frau mit der Schiebkarre. Ein kleines Kind da drauf. Ich denk, der Panzer muss ja nun bald anhalten, dass sie denn vorbei kann. Von wegen, der rollte weiter. Kam an die Schiebkarre, kippt um, plumps, das Mädchen im Wasser rein. Ein Russe, gleich, Kopfsprung hinterher, holt das Mädchen raus. Hält der Mutter das tropfnasse Kind hin.“

Auch für die elfjährige Johanna Erlach bedeutete die Weichsel Anfang Juni ein gefährliches Hindernis.

„Am Ufer waren polnische Menschen. Wir konnten unsere Sachen festhalten, wie wir wollten. Die ham uns mit Rasierklingen die Hände zerschnitten und ham uns alles weggenommen. Da sind auch unsere Papiere und Fotos mit weggekommen. Was die Mutter liebte, was wir unbedingt retten wollten. Das war dann weg. Hatten ab da auch nichts mehr anzuziehen, nischt. Die haben allen die Hände zerschnitten. Auch vor uns Kindern wurde nicht haltgemacht.

Mit nem Floß haben die Menschen dann übersetzt. Auf der anderen Seite haben wir erst mal kräftig geweint. Hat die Mutter dann irjendwann gesagt, nu, kommt, wir gehen weiter. Es ging ja zum Sommer. Sind wir tagelang eigentlich ganz gut gewandert. Gegen Abend suchten wir uns was zum Ausstrecken, dass wir mal schlafen konnten. Suchten wir irgendwo leere Häuser, warn ja Massen von da.

Wo wir in den Königsberger Raum kamen, da sind wir auf der 1, auf der Autobahn Nr. 1 lang, wie eine Hammelherde. Hunderte von Menschen. Wir waren froh, so gut voranzukommen.“

Mehrere Zehntausend Ostpreußen gelangten bis zum Sommer 1945 zu Fuß auf der Reichsstraße oder als Mitfahrende auf

Güterzügen in ihre Heimat zurück. In Anbetracht der folgenden Entwicklungen mutet es aus heutiger Perspektive unverständlich an, dass so viele Menschen diesen Weg beschritten. Aus dem historischen Moment heraus erschien es aber durchaus sinnvoll. Gerade anfangs wurden viele Flüchtlinge von der Zuversicht auf Rückkehr zur Normalität getragen und empfanden keineswegs Furcht, sich und ihre Familien dem von der Nazi-propaganda entworfenen „bolschewistischen Untermenschen“ auszuliefern.<sup>5</sup>

Wer im Winter erfolgreich geflüchtet war und westlich von Oder und Neiße eine disziplinierte Rote Armee kennengelernt hatte, fühlte sich in seinem Ansinnen vorerst auch oftmals bestätigt. Denn viele Rückwanderer erlebten auch zwischen Oder und Weichsel, wie sowjetische Soldaten bei Überfällen, Scheinerschießungen oder anderen Bedrohungen durch polnische Banden und Milizen für die Deutschen Partei ergriffen und sich verteidigend vor sie und ihre Angehörigen stellten.

Kinder hingegen, die mit ihren Familien Ostpreußen gar nicht erst verlassen hatten, mussten in der Stunde null ungleich drastischere Erfahrungen sammeln. Nach dem dreieinhalbjährigen Russlandfeldzug von Wehrmacht und SS waren sie in der nordöstlichsten Provinz des zusammenbrechenden Reiches dem Vergeltungswillen der Invasoren vollkommen ungebremst ausgesetzt gewesen. Dementsprechend verheerend hatte sich für sie der erste Kontakt mit den sowjetischen Soldaten gestaltet. Dieser Moment war nahezu immer von entfesselter Brutalität und einem schlagartigen Totalwegfall des Schutzes durch Eltern und Großeltern bestimmt.

Wie im Falle der damals neunjährigen Ingrid Ramm, die in Neuhausen bei Königsberg lebte.

„Im Januar platzt mein Vater rein. In Uniform. Ich kann mich noch wie heut erinnern. Meine Mutter flehte ihn an, was soll das bedeuten. Er sagt, stellt keine Fragen, ich bin gekommen, um

mich zu verabschieden. Er hatte nicht mal Zeit zu essen. Sein Panzer stand mit laufendem Motor auf der Chaussee vor unserm Haus. Mein Papi zog seine Pistole, tat Kugeln rein, und sagte: Wenn Albrecht [der jüngste, noch nicht eingezogene Sohn] zurück ist, dann soll er erst Ingrid, dann dich und dann sich selbst erschießen. Ich gehe den Russen nicht lebendig in die Hände.

Leicht gesagt, schwer getan. Wir beide standen da wie versteinert. Wir wohnten dicht am Flugplatz, der war vermint und wurde gesprengt. Deshalb haben uns die letzten deutschen Soldaten in den Bunker eingewiesen. Da saßen wir dann. Die anderen Bewohner und die Mutti, Albrecht, ich und der Hund. Wir hatten so einen schönen Schäferhund, unsern Cäsar. Ich hab ihn sehr gemocht. Der war gut trainiert. Der griff nur die an, die uns was wollten. Sonst tat er keinem was. Die deutschen Soldaten haben gesagt, es wird schlecht mit dem Hund. Wenn die Russen kommen, wird er sie angreifen.

Meine Mutti hat deshalb gebeten, sie sollen den Cäsar erschießen. Das war abends, es war dunkel. Mutti hat erzählt. Ich hab gehört, wie sie leise mit ihm erzählt hat. Er hat sich auf beide Hinterbeine gestellt, meine Mutti umgarmt. Und die Tränen liefen ihm. Ich weiß, das kann man nicht glauben, aber er hat geweint. Dann war aus.

Die deutschen Soldaten sind weggegangen und wir ham auf die Russen gewartet. Ich hab die ganze Nacht geheult. Obwohl, das war noch nicht das Schlimmste. Denn im Morgengrauen kommen die Russen rein, ganz in weiß. In der Nacht hatte es viel geschneit. Die ersten wollten nur wissen, ob deutsche Soldaten bei uns waren. Die nächsten wollten Uri Uri [gemeint sind Armbanduhr]. Alles wurde durchgewühlt. Und die Frauen wurden vergewaltigt. Meine Mutter hatte schon längst nicht mehr ihren Mantel an, die sah aus ... [Ingrid hält inne]

Wir mussten aus dem Bunker raus, wurden wie Vieh getrieben, von der Front weg. Man konnte keinen Fuß setzen. Da war so

gekämpft worden. Die Leichen waren zugeschnitten. Diese Hügel, das waren deutsche und russische Soldaten. Geschlafen haben wir in Scheunen und Ställen. Manchmal in Häusern, auf Stroh. Wir wurden tagelang getrieben und getrieben und getrieben. Nur Kinder und Frauen, die Männer wurden weggenommen.

Die Vergewaltigungen gingen nicht zu Ende. Das Schlimmste, wir Kinder mussten uns das alles ansehen. Die Tische waren damals doch nicht so wackelig wie heute. Die waren massiv. Und die Frauen klammerten die Tische, mit ihren Händen. Das habe ich selbst gesehen. Die klammerten sich fest am Tischbein. Mit beiden Händen. Konnte man nicht aufmachen, die Hände. Verkrampfung, was weiß ich. So eine Kraft ist unglaublich. Da wurden sie an Ort und Stelle genommen.“

Gestochen scharf sind auch die Bilder, die Christel Fischer von ihren ersten Tagen unter sowjetischer Herrschaft mit sich trägt, obgleich sie nicht mehr imstande ist, genaue Ortsangaben zu machen. Sie hatte mit ihrer Familie vor der Einkesselung Königsbergs die Stadt verlassen.

„Wir waren in so kleinem Bunkerchen. Das war schrecklich, verstehn Se. Die Mama stand und wir mit dem Bruder ham die Mama umarmt und dann die Erde schüttet auf den Kopf und jede Sekunde hast gewartet, dass das plötzlich reinknallt und uns gibt's nicht mehr.

Ja gut, dann kamen die Russen und wurde meine Tante Maria gleich von fünf oder sechs vergewaltigt. Meine Mama und ihre andere Schwester ham se dann so an de Hände genommen. Das Blut lief ihr überall. Das Bild kannst nicht vergessen.

Dann mussten wir auf der Straße laufen. Ich glaub, Richtung Königsberg. Als Kind hast dich nicht so dafür interessiert, wie und was. Unterwegs ham die Russen jenommen, was se wollten, Schmuck, Uhren und sowas all.

Irgendwo ham wir dann übernachtet. Meine Mama, die war hochschwanger, im siebten Monat. Wir ham auf dem Boden so geschlafen. Die kamen nachts mit de Taschenlampe leuchten und suchen, wo de Frauen liegen. Damals hab ich noch nicht richtig so verstanden. Ich weiß nur, dass da ein junger Mann war, so ein Zwanzigjähriger. Ich weiß, dass es irgendwas nicht Gutes war. Die Mama hat gejammert. Er hat seine Arbeit gemacht und ist dann abgehaun.

Es wurde viel viel verjewartigt. Die warn wie die Schweine. Anders kann man nicht sagen. Wissen Se, die ham gesehen, dass wir Kinder daneben liegen, das war ihnen egal. Auch meine Tante Johanna wurde verjewartigt. Gut, wenigstens noch im andern Zimmer. Zu ihr kam auch ein ganz junger Soldat, und se hatte sich noch das Gesicht beschmiert, mit Asche. Tuch hat se sich so gebunden, dass se alt aussieht. Er hat sie mitgenommen. Wir haben nur jehört im Zimmer, wie wir waren, dass nebenan das Bett dann quietscht und dass se hat geweint. Aber das hat nichts geholfen. Und sie hatte auch zwei Kinder.

Am Morgen sind wir aufjestaan, sind wir auf den Hof jegangen. Und an de Tür unten direkt, da ham eine Frau und eine Tochter jewohnt. Die Tochter war bisschen älter wie ich. Wissen Se, wie Schneewittchen aussieht, so ein Mädchen war das. Schwarze schöne lockige Haare. Die Mutter wollte die Tochter beschützen. Da ham se se abgeknallt, die Mutter und de Tochter. So war es. Da lagen se beide vor de Tür.“

Der Terror, dem die im Königsberger Gebiet verbliebene Zivilbevölkerung um das Kriegsende herum ausgesetzt war, zieht sich durch alle Berichte von Überlebenden. Vergewaltigungen von Angehörigen oder der eigenen Person, Plünderungen und Brandschatzungen sowie Misshandlungen, Zwangsverschleppungen und Erschießungen ließen die Werte- und Normengefüge der Kinder innerhalb von wenigen Tagen vollständig in sich zusam-

menbrechen. Hellwach und bis ins Kleinste aufnahmefähig, brannte sich den Kindern das Geschehen tief ins Gedächtnis, wenngleich sie vieles erst nachträglich einzuordnen verstanden. Der miterlebte Verlust von Würde, Souveränität und Handlungsfreiheit der Erwachsenen war schon zu diesem Zeitpunkt allumfassend.

Kinder, die bereits während der Kampfhandlungen oder Rückwanderungen sämtliche Angehörigen verloren, waren allerdings in einer kleinen Minderheit. In den überrollten Trecks sowie in den Kellern und Luftschutzbunkern gab es direkt nach der sowjetischen Eroberung immer noch funktionierende Sozialverbände, die sich bei einem Ausfall von Eltern oder Großeltern der Kinder annehmen konnten.

Die Rote Armee behandelte die Zivilisten anfänglich unter zwei Gesichtspunkten: Verhinderung von Partisanentätigkeit und Sabotage sowie Aushebung von Zwangsarbeitern. Auf die erstgenannte Vorgabe ist zurückzuführen, dass die gesamte in Königsberg angetroffene Zivilbevölkerung in rasch zusammengeführten Kolonnen aus der Stadt getrieben wurde und tagelang scheinbar sinn- und ziellos durch die Umgebung irren musste. Über die diesbezüglichen Gründe gibt es bis heute keine endgültige Klarheit. Wohl aber drängen sich Vermutungen auf. Zum einen wurden ältere Jungen von den Invasoren auffallend häufig der Mitgliedschaft in der nationalsozialistischen Werwolf-Organisation beschuldigt, die hinter den feindlichen Linien Anschläge verüben sollte. Die sowjetischen Befehlshaber handelten offenbar aus einer ausgeprägten Furcht vor einer Fortführung des deutschen Kampfes aus dem Untergrund heraus. In Anbetracht von sich formierenden Widerstandsbewegungen im benachbarten Litauen wollten sie durch eine Radikalentvölkerung der ostpreußischen Hauptstadt sichergehen, dass Sabotageakte unmöglich wurden. Zum anderen ermöglichte die Vertreibung der deutschen Zivilbevölkerung den Armeeinghörigen ein ungestörteres Plündern

und Zerstören der Stadt. Darüber hinaus mag der Vorgang auch als allgemeine Vergeltungsmaßnahme gegenüber den Deutschen interpretiert werden.<sup>6</sup>

Die meisten Deutschen waren während der vorübergehenden Einkesselung Königsbergs Ende Januar und der Eroberung der Stadt Anfang April in den sowjetischen Machtbereich geraten. Beide Ereignisse wurden von ihnen als gleichermaßen apokalyptisch erlebt. Aus dem stickigen Dunkel eines Kellers ging es hoch ins gleißende Licht. Hier war die Luft geschwängert vom Machorkadunst der Soldatenmäntel, von Alkohol, warmem Blut und fremdsprachigen Kommandos. Wenn der Zufall es wollte, blieb Zeit, um durchsuchte Taschen und Köfferchen wieder zusammenzupacken, ehe die Gruppe weggetrieben wurde. Wahllose Schläge in die Menge wechselten sich ab mit dem Auftauchen vertrauserweckender Posten, die sich im nächsten Moment als machtlos erwiesen, wenn Nachschubeinheiten in die Kolonne sprengten und sich aufs Neue Frauen herauszogen. An den Rändern frischer Bombentrichter lagen Menschen mit abgerissenen Gliedmaßen und aus dem Rumpf quellenden Organen. Markerschütternd, wo diese Unglücklichen noch die Kraft für einen Blickkontakt oder das Flehen um Hilfe aufbrachten.

Selbst die geschicktesten und lebensstüchtigsten Mütter gerieten hier an den Abgrund. Sich der Angriffe auf den eigenen Körper erwehrend, galt es die Blicke ihrer Kinder vom Größten abzuschirmen und gleichzeitig die mitmarschierende eigene Mutter zu stützen. Die älteren Frauen waren zumeist die ersten, die zitternd vor Entkräftung aus der Reihe traten und sich an den Straßenrand setzten. Mit ihren Duttfrisuren und dem evangelischen Gesangbuch im Mantel versanken sie allmählich im Schnee. Auch den Säuglingen bescherte die Kälte einen sicheren Tod in nassen Windeln.

Trotz der chaotisch anmutenden Zustände gingen die Eroberer mit System vor. Einerlei, ob sie die Zivilisten Ende Januar bloß

ein Stück von der Front wegführten oder nach dem Fall Königsbergs wochenlang über die Straßen Ostpreußens trieben. Stets wurden auf diesen Märschen zuerst die noch vorhandenen Männer separiert. In der Regel handelte es sich um Invaliden, Ältere und französische wie polnische Kriegsgefangene, die in vielen ostpreußischen Familien Funktionen des im Felde stehenden Hausherrn übernommen hatten. In einem zweiten Schritt wurden auch die kinderlosen Frauen und älteren Mädchen von den Müttern mit Kindern und Greisinnen getrennt.

Während der Marschpausen gab es Verhöre, die zumeist nachts in provisorisch eingerichteten Vernehmungsräumen durchgeführt und in zahlreichen Fällen von Folter und weiteren Vergewaltigungen begleitet wurden. An die Reaktion der mit ihr auf ein großes Gehöft in der Elchniederung geführten Menschen erinnert sich Elfriede Riemer.

„Da waren alte, ganz alte, einfache Leute. Ich weiß nicht, ob die lesen und schreiben konnten. Die haben dann angefangen, fromme Lieder zu singen. *Großer Gott, wir loben dich*. Dieses Paradoxe. Großer Gott, wir loben dich. In dieser Situation. Das Lied habe ich da gelernt. Und wissen Sie, diese Leute, die waren unwahrscheinlich leidensfähig. Die haben dadurch eine gewisse Ruhe übergebracht. So Lieder wie: *Näher, mein Gott, zu dir*. Oder: *So nimm denn meine Hände. Jerusalem, du hochgebaute Stadt*. Das sind ja Lieder, die heute alle verpönt sind.

Wenn man so tagelang nichts Richtiges zu essen bekommt, dann haben Sie ja manchmal solche Wahnvorstellungen oder was weiß ich, so eine Fata Morgana. Das ist mir dann am nächsten Morgen passiert. Da hab ich dieses Jerusalem, du hochgebaute Stadt, vor mir gesehen. Mit dieser Melodie sind wir da auf den Straßen weitermarschiert. Das lag an diesen alten Leuten, die das auf uns so übertragen haben.“

Ältere Mädchen wie Ursula Bolz mussten in diesem Zeitraum damit rechnen, jederzeit auch selbst vernommen zu werden.

„Wir waren alle in der Hitlerjugend. Da haben se uns verhört, wie viele Brücken wir aufgesprengt hatten und so was alles.

Als wir Rast gemacht haben, warn viele Frauen, die sich die Pulsadern aufgeschnitten haben. Und dann kamen se anjerannt. Hatten se schon zu hören bekommen. Ham se verbunden, die Russen. Das wollten se nicht, dass die Frauen ihnen da wegstarben.

Weiß nich, wie lange wir da waren, drei Tage oder länger. Wir hatten kene Nacht. Wir mussten immer rumjehen, damit du nicht erfrierst. Man hätt sich hinlejen können, ja, aber das war noch im April. Da war noch richtig kalt. Da bist besser rumjegangen. Dann zuletzt haben se uns wieder in Königsberg eingewiesen, in der Sammitter Allee. Da waren Kasernen, von den Deutschen. Da hatten se die Garagen von den Lastern und dann ham se uns da reingejagt. Da war unten alles frei. Aus solche beweglichen Eisenstäbe waren die Böden. Der Wind, der haute unten richtig durch und zu essen hatten wir nichts. Eine Frau mit ihre Mutter, die sagte: Ihr habt auch nichts zu beißen. Wir haben ein Säckchen mit Zucker. Da hat se uns allen am Tag ein Esslöffel Zucker jegeben.“

Ungeachtet dessen, dass sich die Entscheidungsträger des nationalsozialistischen Systems auf höherer und mittlerer Ebene zumeist rechtzeitig in den Westen abgesetzt hatten und die Rote Armee im Königsberger Gebiet allenfalls noch Ortsbauernführer und einfache Parteimitglieder ausfindig machen konnte, wurden Tausende von Zivilisten in Internierungslager gebracht, die in ehemaligen Kasernen und Gefängnissen eingerichtet worden waren. Die größten dieser Lager befanden sich in Preußisch Eylau, Georgenburg bei Insterburg und im Königsberger Stadtteil Rothenstein. Hier waren Kriegsgefangene und Zivilisten teilweise zeitgleich interniert.

Parallel wurden über 40 000<sup>7</sup> Menschen aus dem nördlichen Ostpreußen als Reparationsverschleppte in die Sowjetunion deportiert. Mangels Männern im arbeitsfähigen Alter waren hiervon überproportional viele Jugendliche ab 13 Jahren, Greise bis zu 70 Jahren sowie Frauen betroffen. Den Ablauf solch eines Selektionsverfahrens erlebte Gerd Balko mit seiner Familie auf einer Rampe des Güterbahnhofs in Preußisch Eylau.

„Hier befanden sich noch andere Deutsche. In einer langen Reihe mussten wir uns aufstellen und brauchten nicht lange zu warten. Wie ein Terrier in der Schafherde sprang ein Offizier mit einer großen Papierliste die Reihe entlang und wedelte mit den Armen rum. Mal zeigte er mit dem Arm nach links, mal nach rechts und mal nach unten, welches soviel bedeutete, dass derjenige auf der Stelle stehen bleiben und zuerst einmal warten musste. Die Unbrauchbaren mussten nach links und die Brauchbaren rechts über eine andere Rampe gehen. Die unbrauchbaren Kinder versuchten sich an die brauchbaren Mütter laut schreiend festzuklammern. Aber das nützte nichts! Das Begleitkommando von dem Terrier hatte in solchen operativen familiären Trennungseingriffen wohl schon viele Erfahrungen gesammelt. Mit festen Handgriffen wurden die Kleinen von der Mutter losgerissen und mit kräftigen Fußstritten dorthin befördert, wo sie hingehörten. Wie von einer Sortiermaschine ausgestoßene Produkte waren Mutter und ich auf der Seite der Unbrauchbaren gelandet. Ohne geringste Chance sich verabschieden zu können, waren wir von Vater auf ewig und von meiner Schwester auf fast fünf Jahre getrennt worden.“<sup>48</sup>

Auch die ersten Rückkehrerkohorten, die auf ihrer Flucht von der Roten Armee überrollt worden waren und bereits Ende März wieder Ostpreußen erreichten, blieben von der Zwangsarbeitergewinnung nicht ausgenommen. Sie wurden auf den Straßen abgefangen und an bestimmten Stellen gesammelt.

„Wir mussten von der Chaussee runter auf einen Bauernhof, die ganzen Leute, alle Flüchtlinge. Wir hatten uns paar Tage vorher mit zwei Jungs angefreundet. 15 und 17 Jahr alt. Und die Mutter. Wir waren da alle zusammen. Dann hieß es, die Jungs aufn Lastwagen rauf. Ja, guckten uns dumm an. Und dann seh ich den, kommt ein älterer Russe, guckt uns an. Wie alt? Der Siebzehnjährige sagt 15. Der Fünfzehnjährige sagt 13. Oh, denk ich, du bist noch kleiner. Ich sag 10. Ich konnte wieder runter vom Auto. Die beiden Jungens nicht.“ (Artur Grigat)

Während die Verschleppungsaktionen nach Sibirien im April ihren Zenit bereits überschritten hatten, füllten sich die Gefangenenlager im Wesentlichen erst nach der Eroberung Königsbergs und der Kapitulation der letzten deutschen Einheiten auf der Frischen Nehrung. Eine Stunde null wie im Westen, in der das Dorf die weiße Fahne hisste, die feindlichen Panzer gleich zum nächsten Ort durchfuhren und die Bauern zum Melken gingen und ihre Felder bestellten, gab es in Ostpreußen nicht. Alle Menschen waren geflüchtet, irgendwo festgesetzt, auf den Landstraßen unterwegs oder getötet.

Obgleich nach dem Kriegsende auch hier eine von der Roten Armee wiederhergestellte vordergründige Ordnung allmählich installiert wurde, hielten Frühjahr und Sommer 1945 für die Zivilbevölkerung eine Aneinanderreihung weiterer demütigender und beängstigender Situationen bereit. Denn das Eindämmen der entfesselten Vergeltung vollzog sich zeitgleich zur Entwicklung anderer Gewaltformen, die in Kombination mit sozialer und räumlicher Entwurzelung leise und unsichtbar daherkamen: materieller Besitz, der sich spätestens jetzt auf das unmittelbar am Leib Getragene reduzierte; ständig drohende Beschlagnahmung von einigermaßen annehmbar hergerichteten Unterkünften, die Militärangehörige für sich beanspruchten; dörfliche Restgemeinschaften, die durch Zwangsansiedlungen auf Gütern in den ent-

völkerten östlichen und nördlichen Landkreisen auseinanderbrachen, wobei noch mehrere Teilumquartierungen folgen konnten; weitere willkürlich anmutende Entscheidungen der neuen Machthaber, denen man in praktisch jedem Bereich seines Daseins recht- und wehrlos ausgeliefert war. All diese Erfahrungen narkotisierten in den Kindern und Frauen schließlich das Rechtsempfinden.

Die ersten Tätigkeiten, zu denen sie von den Siegern herangezogen wurden, waren Aufräum- und Demontearbeiten. In zufällig zusammengewürfelten Gruppen mussten sie in Königsberg Schutt räumen und Straßenbarrikaden abtragen. Auf dem Lande hatten sie aus Häusern und Scheunen, die von Brandschätzungen bislang verschont geblieben waren, Möbel, Radiogeräte, Teppiche, Näh- und Landmaschinen sowie andere Wertgegenstände zu holen und in der Dorfmitte zum Abtransport zusammenzutragen. Eingesetzt wurden sie auch zum Abdecken ganzer Ziegeldächer oder zur Demontage von Mühlen, Molkereien und Industriebetrieben in städtischer Randlage.<sup>9</sup>

Auch zur Leichenbeseitigung wurde die Zivilbevölkerung verpflichtet. Angesichts der frühsommerlichen Temperaturen und der vielen gefallenen Soldaten und Flüchtlinge war diese Aufgabe vordringlich, um die drohende Seuchengefahr zu verringern. Viele Zeitzeugen berichten, dass der aus Ruinen, Gräben und Wiesen aufsteigende Verwesungsgeruch bestialisch war. Die sowjetischen Soldaten waren in der Regel gleich nach den Kämpfen beerdigt worden, doch die deutschen Soldaten waren noch unbeerdigt. Nachdem die Front im Winter über diese hinweggerollt war, hatte man vielen die Stiefel ausgezogen. Anschließend waren sie tiefen Minusgraden, Regenfällen und Sonnenschein ausgesetzt gewesen. Jetzt sah man mancherorts ältere Frauen die Erkennungsmarken einsammeln, um später vielleicht die Angehörigen verständigen zu können. Anschließend wurden die menschlichen Überreste, nicht selten zusammen mit Viehkadavern, in vor-

handene Schützengräben und Bombentrichter gezerzt und verscharrt.

Im Kreis Gerdaun gehörte der zehnjährige Horst Simon solch einem Kommando an.

„Wir mussten alles, was da gefallen war, beerdigen. Mit den Frauen und die Kindern. Und wenn das nich ging, dann ham se 'n Loch da gegraben, naja, und denn schafften die Frauen nich, dann ham se 'n Band anjebunden, an den Beinen oder sonst was. Und dann mussten wir 'n Haufen Kinder ziehen, bis an den Loch ran. Standen Panzers da. Ausgebrannt. Mussten wir rausholen, die halbe Leiche da, halb verbrannt, halb nich, zogen se, riss auseinander, nech, und machst wieder weiter. Zwei russische Soldaten standen meistens immer dabei und ham aufjepasst. Man stumpft irrendwie ab von diese Beerdigungen, aber was solltest machen.“

Ähnliche Situationen erlebte auch Gerd Balko in Preußisch Eylau.

„Greifkommandos holten sich die dafür notwendigen Arbeitskräfte mit Gewalt aus Häusern, wo Deutsche wohnten, oder griffen sie einfach von der Straße auf. Hierbei kannten die Russen keine Unterschiede. Egal, ob jung oder alt, ob klein oder groß, es wurde genommen, was man gerade erwischen konnte. Eines Tages haben sie mich auch erwischt und ich musste beim Leichenbeseitigen im Krankenhaus mithelfen. Alte vornehme Omas, die noch nie eine schwere körperliche Arbeit in ihrem Leben gemacht hatten, sollten jetzt die Toten aus dem Krankenhaus rauschleppen.

Das Krankenhausgebäude war durch Granateinschläge schwer beschädigt. Direkt vor dem Gebäude war ein tiefer Bombenkrater, der bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt war. Bei der Räumung bzw. Flucht sind die Schwerverletzten und nicht Transportfähigen zu-

rückgelassen worden und anschließend gestorben. Es war fast unmöglich, die Leichen über die beschädigte Treppe nach unten zu schleifen. Deswegen gab der Obergenosse des Leichenaufräumkommandos den Befehl, die Toten aus dem Fenster zu werfen. Aber wir hatten für das Rauswerfen einfach nicht die Kraft, sodass die Toten unmittelbar an der Wand mit dumpfem Geräusch auf den gepflasterten Gehweg knallten.“<sup>10</sup>

Verpflichtungen zu solcherlei Diensten waren meistens nur von vorübergehender Dauer. Hatten die Deutschen ihre Aufgabe erfüllt, durften sie weiterziehen. In den ersten Wochen gab es gar keine oder bloß sporadisch Verpflegung. Später beschränkte sich ihre Versorgung mit Lebensmitteln auf eine knappe Ration Brot, manchmal auch etwas Suppe. Allerdings nur für die Arbeitenden. Kinder und Greise gingen im Regelfall leer aus. Wer den neuen Machthabern nicht von Nutzen war, blieb sich selbst überlassen.

Ostpreußens Zukunft war im Frühsommer 1945 völlig ungewiss. Die Provinz blutete aus unzähligen klaffenden Wunden und glich einem riesigen Heerlager. Die sowjetische Militärverwaltung im nördlichen Teil nahm auf zivile Interessen, die zu diesem Zeitpunkt ausschließlich deutsche gewesen wären, keine Rücksicht. Sie verfolgte im Gegensatz zur polnischen Zivilverwaltung im südlichen Teil allerdings auch keine Pläne für eine ethnische Säuberung. Auf der Potsdamer Konferenz im Juli 1945 war Nordostpreußen den Alliierten kaum mehr als einen Nebensatz wert. Derart weit schien Königsberg nur wenige Wochen nach Kriegsende schon von Restdeutschland entrückt zu sein.

Für die sowjetischen Soldaten blieb die Region gleichwohl exotisch. Das erbeutete Stück Preußen war die faschistische Höhle, in der sie nach geübter Vergeltung noch einen angenehmen Hauch von Westen einatmeten. Nirgendwo anders bewegten sich die sowjetischen Sieger so allmächtig auf den Trümmern des untergegangenen Deutschen Reiches wie in Königsberg. Und nir-

gendwo sonst spielte die einheimische Zivilbevölkerung in den Plänen der neuen Machthaber eine derart nachgeordnete Rolle wie hier.

Der Himmel über den ostpreußischen Kindern und Frauen verdunkelte sich daher weiter. Das letzte für sie wahrnehmbare Zeichen von der Außenwelt waren die sowjetischen Siegesfeiern am 9. Mai gewesen. Es gab keine Zeitungen mehr, keinen Rundfunk und keine Postverbindung. Im Spätsommer wurde schließlich die neu gezogene innerostpreußische Grenze zwischen dem sowjetischen und dem polnischen Teil hermetisch abgeriegelt. Dadurch kam der Strom rückkehrender Flüchtlinge ebenso zum Erliegen wie hier und da bereits aufkeimende Gedanken, das Gebiet ein zweites Mal zu verlassen.

Ostpreußens Stunde null war eine Totenmesse. Nur vereinzelt gewährte das Schicksal einen Aufschub. Nach strapaziösen Wochen bogen Johanna Erlach, ihre Schwestern und die Mutter am 22. Juni endlich von der Landstraße ab. Auf dem ihnen vertrauten Sandweg wurde der Schritt immer schneller. Sie trauten ihren Augen nicht, als ihr Zuhause in Sichtweite kam. Das Dorf Astrawischken im Kreis Darkehmen lag unberührt und wie im tiefsten Frieden vor ihnen.

„Die Ankunft war schön. Unsere Wohnung war noch da. Die Möbel waren alle drin. Bloß die Menschen haben gefehlt. Weder Nachbarn noch Verwandte. Nicht einer. Auch die Tiere waren weg. Keine Katz. Kein garnischt war da. Die russischen Soldaten entdeckten uns auch erst mal nicht. Da lebten wir wieder wie immer.

Sämereien findet man überall in den Häusern, in den verlassenen. Es war ja bloß ein Jahr drauf. Unsere Mutter hat den Garten bestellt. Wir ham gesät und gepflanzt. Es war schon sehr spät. Sind dann auch in den anderen Gärten ernten gegangen, Erdbeeren und was so gewachsen war.

Wir sind im ganzen Dorf rumgewandert. Auch in den anderen Häusern waren noch alle Möbel da. Bei dem einen Bauern hing sogar noch das Hitlerbild. Das Klavier stand noch. Und so 'n Bernhardinerhund, der war tot, den hatte der Besitzer selber noch erschossen, im Herbst. Der lag da auch noch drin. Die Fenster waren alle zu, die Türen heile. Der Krieg war richtig vorbeigegangen an unserem Dorf.“

## Preußens Atlantis

Ein Gespenst schwebte im Sommer 1945 über Ostpreußen. Es besuchte fast jede Ortschaft und wählte seine Opfer ganz zufällig aus. Die Unglücklichen bemerkten ihr Los, wenn sie plötzlich nicht mehr aufstehen konnten, Schweißperlen auf der Stirn hatten und nur noch gurgelnde, unverständliche Laute von sich gaben. Schlagartig waren sie dann vor Nachstellungen gefeit. Keine Arbeitsverpflichtung und kein Verhör drohten mehr. Es reichte ein einziges Wort ihrer Angehörigen, um das Gesicht jedes Rotarmisten versteinern zu lassen: Typhus.

Waren in der näheren Umgebung Krankenstationen eingerichtet worden, wurden die Betroffenen dort gesammelt. Mit großen feurigen Kringeln vor den Augen, aufsteigender Hitze und bleierner Müdigkeit lagen sie in diesen Anstalten bald dicht gedrängt auf Böden und Pritschen. Gab es Betten, waren diese doppelt und dreifach belegt. Da es an fachkundigem Personal und Arzneimitteln mangelte, beschränkten sich die medizinischen Maßnahmen häufig auf einfachste Dinge wie tägliches Fiebermessen. Selbst das Trinkwasser war knapp. Die vom Durst Gequälten mussten hoffen, dass jemand ein paar Eimer herbeischleppte und in die Badewanne goss. Von dort holten sich diejenigen, die noch gehen konnten, das Wasser dann selbst. Wer kein Gefäß bei sich hatte, schöpfte mit den Händen, während die Schwerkranken und Sterbenden auf die Gnade der noch Beweglichen angewiesen waren.

Zwischen den alten Männern, Bäuerinnen und Kindern standen schlecht gereinigte Toilettentöpfe. Es dauerte Stunden, bis die stinkenden Exkremamente entsorgt wurden. Morgens hatte das Personal die vor Fieber fast Wahnsinnigen von den über Nacht Verstorbenen zu trennen. Die Kranken umklammerten die Toten und wollten sie nicht loslassen, um sich so lindernde Kühlung zu verschaffen. Auf die frei gewordenen Lagerstätten wankten sofort